

Schwarzer Qualm und Blechlawine

Rettet den Regenwald!

Der Text stand auf einem grünen Plakatkarton und hing im Flur einer Grundschule. Ich hatte dort mehrfach zu tun und kam daher auch mehrfach daran vorbei. Einem Hinweis war zu entnehmen, daß das Plakat Produkt einer Umwelt-AG im 3. Schuljahr war.

RETTET DEN REGENWALD!

Ich stelle mir die Jungen und die Mädchen vor, wie sie eifrig schreiben und malen. Die betreuende Lehrkraft hat sicher ein entsprechendes Unterrichtsprojekt durchgezogen. Und irgendwann die Frage gestellt oder provoziert: „Was können wir tun?“ Das Ergebnis war der Appell auf dem grünen Plakatkarton.

Ich frage mich allerdings, was dieser Appell bewirkt. Wer von den Grundschülern, die an diesem Plakat täglich vorüberlaufen, hat schon vor, sich demnächst mit teuren tropischen Edelhölzern aus dem Regenwald einzurichten? Wer von den paar Erwachsenen, die dieses Plakat überhaupt zu sehen bekommen, hat Einfluß auf die Chef-Etagen entsprechender Firmen? Auf die Regierungen der entsprechenden Staaten?

Ohne Zweifel wurde ein Beitrag zur Bewußtseins-Schärfung geleistet. Fragt sich, ob dies ausreicht. Könnte es nicht sein, daß diese Parole, dieser Appell, dieses Plakat nicht am Ende auch Ausdruck eines vielleicht nur unbewußt, aber schmerzlich empfundenen Unvermögens ist? Das Unvermögen, wirklich etwas Sinnvolles tun zu können. Gar keine Frage: Der Regenwald ist in Gefahr. Aber wie ihn von der Grundschule aus retten?

Seit vielen Jahren organisiert man Umwelt-Wettbewerbe für Schulen. Bedeutende Geldinstitute lassen sich auf diesem Gebiet einiges einfallen. Da die Wettbewerbe auf verschiedenen Ebenen ablaufen, braucht man auf all diesen Ebenen Preisrichter, die die vielen Arbeiten begutachten. Seit vielen Jahren habe ich die Ehre, einer solchen Jury anzugehören. In diesen Jahren konnte ich feststellen, daß sich geradezu „Topoi“ herausgebildet haben, mit denen die Wettbewerbsteilnehmer völlig unreflektiert umgehen. Da taucht zum Beispiel immer wieder die „Blechlawine“ auf, die durch Autos verstopfte Landschaft. Oftmals wird vor die heranflutende „Blechlawine“ ein Stoppschild gestellt und dazu so rührende Sprechblasen wie STOPPT DIE AUTOS! WIR WOLLEN EINE SCHÖNE UMWELT!

Ein Appell der besonders überzeugt, weil seine Hersteller gleich nach dem Klingelzeichen des Schulschlusses in die bereits von den Eltern vorgefahrenen PkwW stürzen, um sich nach Hause fahren zu lassen.

Neben der „Blechlawine“ werden besonders gerne Fabrikschornsteine mit großen, dicken und schwarzen Wolken üblen Qualmes bemüht. Oder Fabrikgebäude, aus denen Giftfässer rollen oder schwarze Abwässer strömen. Oft sorgt eine daneben gesetzte bunte Blumenwiese unter blauem Himmel mit spielenden Kindern für Kontrast.

Es ist nicht uninteressant, daß die Schülerinnen und Schüler, die diese „Topoi“ gebrauchen, in ihrer Umgebung keine Schornsteine mit schwarzen Wolken kennen. Und der Rhein, an dem sie aufwachsen, ist heute sauberer als in den Jahren ihrer Geburt.

Nun kann man trefflich darüber streiten, ob es sich bei den aufgeführten Äußerungen von Schülern um den Ausdruck tiefstehender innerer Ängste handelt, um die bloße Übernahme kolportierter Stereotypen oder jene zu allen Zeiten und auf allen Schulstufen beliebte Nachahmung nachbarlicher Arbeit. Unbestritten ist jedoch die psychologische Wirkung auf die eigene innere Befindlichkeit der entsprechenden Kinder.

Das Erstellen von Wettbewerbsbeiträgen ist immer mit Arbeit verbunden. Sie vermittelt den Jungen und Mädchen das Gefühl, für die Umwelt etwas geleistet zu haben. Etwas geleistet zu haben, was irgendwo abgegeben und begutachtet wird und so über den Rahmen der Schule hinaus auch bei Erwachsenen auf Beachtung stößt.

Die ohne Zweifel so zu erzielende positive Auswirkung auf das Selbstwertgefühl der Kinder erweist sich jedoch unter pädagogischem Aspekt schnell als höchst verhängnisvoll. Die Schüler haben ja das Umwelt-Thema einfach nur objektiviert, ohne sich selbst in Pflicht zu sehen. Rasch wurden irgendwelche Sündenböcke ausgemacht, die man gefahrlos mit Appellen und Parolen eindecken kann. Daß ein derartiger Prozeß sinnvolle Umwelt-Erziehung konterkariert, liegt auf der Hand.

Sinnvolle Umwelt-Erziehung muß zunächst personal erfolgen. Der Schutz der bengalischen Tiger beginnt im häuslichen Vorgarten. Und der sinnvolle Umgang mit Wasser im eigenen Haus. Können Kinder sich einfach in die Objektivierung flüchten, so entwickeln sie lediglich ein Pseudo-Problembewußtsein, aus dem heraus die Verantwortung auf andere projiziert wird. Damit entfällt die Notwendigkeit eigenen Handelns über das Appellieren hinaus, wobei Letzteres nur noch zur Entlastungsfunktion gerät.

Notwendig wäre jedoch das Gegenteil. Wenn Unterricht im Rahmen einer Umwelt-Erziehung sinnvoll sein soll, muß es seine Aufgabe sein, Einstellungen zu wecken, zu fördern oder ggf. zu korrigieren. Dann darf er aber nicht im Problemmatisieren stecken bleiben, sondern muß auch subjektiviert werden, müssen die Kinder merken, hier geht es um unsere Sache, hier geht es um DICH und MICH.

Überlegungen dieser Art entsprang der Plan, die pädagogische Mächtigkeit von Volksmärchen zu nutzen, um Umwelt-Erziehung im eben genannten Sinn zu leisten – UMWELTSCHUTZ UND MÄRCHEN.

Die unter dieser Überschrift entstandenen Unterrichtsvorschläge – vorwiegend aus dem Bereich von Grundschule und Förderstufe – wurden zunächst von mehreren Kolleginnen und Kollegen in deren Unterrichtspraxis erprobt, ihnen sei hier für ihre Pionierarbeit ausdrücklich gedankt. Die Ergebnisse dieser Unterrichtsversuche wurden anschließend in einem regionalen Studientag vorgestellt und diskutiert, flossen schließlich in ein Fortbildungsseminar für Grundschullehrer des Staatlichen Instituts für Lehrertät- und -weiterbildung des Landes Rheinland-Pfalz in Speyer ein und werden nach praxisbezogener Überarbeitung hier erstmals veröffentlicht.

Alfred Pointner



netzwerk
lernen

www.netzwerk-lernen.de



netzwerk
lernen

www.netzwerk-lernen.de

Erzähl mir keine Märchen!

Über die pädagogische Mächtigkeit von Volksmärchen

„Erzähl mir keine Märchen!“. Ein weit verbreiteter Satz. Leider ein sehr perfider. Denn er rückt Märchen in die Nähe von Lügen oder unterstellt ihnen sogar Unwahrheit.

Die Märchen werden mit derlei Diskriminierung ebenso fertig wie mit mancherlei anderem auch. Getroffen aber werden die Adressaten, vor allem die Kinder. Versteilt man Kindern den Zugang zu Märchen, bringt man sie nicht nur um Poesie und inneren Reichtum sondern auch um wichtige seelische Erfahrungen, die sie dringend für ihre Entwicklung benötigen. Nicht umsonst unterstreichen Psychologen:

KINDER BRAUCHEN MÄRCHEN!¹

Leider herrscht, wenn es um Märchen geht, ein kaum glaublicher Begriffs-Wirrwarr.

Ohne im geringsten zu zögern, werden da Gattungsbegriffe wie „Märchen“, „Sage“, „Legende“, „Schwank“ oder gar „Mythos“ durcheinander und narratives wie schriftlich verfaßtes Material in einen Topf geworfen. Sollen also Texte auf ihre pädagogische Mächtigkeit und Möglichkeiten für den Unterricht untersucht werden, so muß zuerst geklärt werden, wovon überhaupt die Rede ist.

Die Märchen dieses Buches sind Volksmärchen. Volksmärchen unterscheiden sich grundlegend von Kunstmärchen².

Kunstmärchen sind Dichtungen, deren Autoren man kennt. Hans Christian Andersen ist wohl der bekannteste Märchendichter, daneben Wilhelm Hauff, E. T. A. Hoffmann und Eduard Möricke. Goethe³ zählt ebenfalls zu den Verfassern und viele andere auch. Die einen schätzten die Form, die anderen wollten der Zensur ein Schnippchen schlagen. Auch im Zwanzigsten Jahrhundert zeigten sich Schriftsteller von Märchen fasziniert – Hesse, Kafka, Brecht, Bachmann, um nur einige zu nennen. Elisabeth Borchers beschreibt die Intentionen von Märchen-Verfassern so: „Er bedient sich der Märchenform für eigene, in seiner Zeit und Weltanschauung begründete Zwecke: zu Vermittlung politischer, religiöser, philosophischer, psychologischer Inhalte. Die märchenhafte, mit Mächten, Mächtigen und Ohnmächtigen ausgestattete Handlung wird zum Illustrationsmittel für Tendenzen, Ideen, Erfahrungen, Alpträume, Ängste und Sehnsüchte – für Realitäten also.“⁴

¹ Bruno Bettelheim: Kinder brauchen Märchen, Stuttgart 1977. Ab Taschenbuch bei DTV 1980.

² Diese Unterscheidung ist gattungstypisch zu verstehen, nicht jedoch wertend.

³ Johann Wolfgang v. Goethe: Das Märchen; Abschluß des Novellen-Zyklus „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“. Insel-Goethe, Frankfurt, 1985.

⁴ Elisabeth Borchers in: Märchen deutscher Dichter (Nachwort), Frankfurt, 1971.

Kunstmärchen sind von Anfang an schriftlich fixierte Literatur. Rein äußerlich unterscheiden sie sich von den Volksmärchen meistens auch durch ihre Länge. Oftmals treten sie als Novellen auf, manchmal sogar als Romane.

Nicht jede Geschichte, in denen Tiere sprechen können, ein Riese oder ein Zwerg vorkommen, ist ein Märchen. Es ist daher wenig hilfreich, wenn die vielen, vielen Kindergeschichten sozusagen als „moderne Märchen“ gehandelt werden. Wir finden hier zum Teil hervorragende literarische – und bei den Illustrationen auch künstlerische – Qualität, manchmal aber auch jenen Kitsch, der zu Recht seine Kritiker findet.

Volksmärchen hingegen haben keinen Verfasser. Sie sind narrativ überlieferte Geschichten und durch die mündliche Tradition, in der sie längere Zeit beheimatet waren, mitgeformt und mitgeprägt worden. Hier liegt die Ursache des Variantenreichtums, der die meisten Volksmärchen auszeichnet. Ihre schriftliche Form fanden sie erst spät durch die Forscher und Sammler, die sie sich erzählen ließen, (ggf. bearbeitend) aufschrieben und veröffentlichten.

Die bekanntesten Märchenforscher und -sammler sind Jakob und Wilhelm Grimm. Das berühmte Brüderpaar stellte den ersten Band seiner „Kinder- und Hausmärchen“ (KHM) 1812 der Öffentlichkeit vor. Ihre Märchensammlung erlebte einen Siegeszug über den ganzen Erdkreis und regte weltweit zur Märchenforschung an. Heute noch zählen die Märchen der Brüder Grimm zu den meistübersetzten Texten nach der Bibel und sind international verbreitet. Und auch heute noch wird der wissenschaftlichen Leistung der Brüder großen Respekt bezugt¹.

Mit den Märchen verwandt sind die Sagen. Manchmal ist die Verwandtschaft sogar sehr eng. Schon Jakob und Wilhelm Grimm haben grundsätzlich die Märchen von den Sagen abgegrenzt. Ihre Nachfahren haben die Abgrenzungen präzisiert und scharfsinnige Definitionen formuliert. Für Außenstehende ist es jedoch am einfachsten, die Erzähler zum Maßstab zu nehmen, die früher, als die Geschichten im Volk noch lebendig umliefen, ihre Erzählungen auf Märkten, in Wirtschaftshäusern, Werkstätten, Spinnstuben, Kasernen oder sonstwo feilboten. Die standen stets unter dem Druck der Abstimmung mit den Füßen. Sie mußten daher nicht nur spannend und gut erzählen, sondern auch ihr Publikum ernst nehmen, denn kein Zuhörer hat es gern, wenn er meint, man wolle ihm einen Bären aufbinden.

Um Fehleinschätzungen zu vermeiden, hat die Volkserzählung eine Reihe von Eröffnungsvarianten entwickelt, die das Publikum gleich zu Beginn richtig einstimmen.

Begann eine Geschichte mit „Es war einmal ...“ oder „In jenen Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat ...“ oder ähnlich – dann wußten die Hörer, daß sie

¹ Heinz Röllke: „Mit ihren volkulturanischen Sammlungen und Veröffentlichungen haben die Brüder Grimm Bahnbrechendes und für immer Vorbildliches geleistet.“ In: Märchenjäger 3/98.

ein Märchen erwartete und damit Poesie pur. Fing ein Erzähler aber an: „Anno 974, da war Hatto II. in Mainz Bischof ...“, fixierte er also seine Geschichte in Raum und Zeit, dann stellten sich die Zuhörer auf einen Text mit einem Anspruch auf Authentizität ein. Auf eine Wirklichkeit, die die Zuhörer wenigstens bis zu dem Augenblick nachvollziehen konnten, in dem das Unerhörte, Unerwartete, Unvorstellbare eintrat, das berichtenswert und damit sagenhaft, ja überlieferungswürdig war. Erzählungen dieser Art bezeichnet man als Sagen. Fielen jedoch zu Beginn einer Geschichte die Namen von Heiligen, wußte man, daß nun eine Legende, eine Heiligen-Geschichte folgte. Legenden erzählen von den großen Taten Gottes. Fabeln dagegen sind Lehrgeschichten. Sie thematisieren menschliche Verhaltensweisen, legen sie – meist – Tieren unter; verfremden sie so und machen sie auf diese Weise anschaulich und diskutierbar. Als Vater der Fabel gilt der alte Äsop, dessen Werk sich schon am Tische Martin Luthers großer Achtung erfreute⁶.

Nachwievor unübertroffen knapp hat Max Lüthi die Unterschiede zwischen den Genres herausgearbeitet, indem er die Funktion des Wunderbaren untersucht. Lüthi: „In der Legende wird das Wunder begriffen und verehrt als eine Offenbarung des allein herrschenden Gottes. In der Sage ist es verwirrendes und schwer deutbares Zeichen einer gewichtigen und gefährlichen Jenseitswelt; es reizt und ängstigt den Menschen. Im Märchen aber ist das Wunder ein Element der Handlung und hat in ihr seinen bestimmten Sinn; deshalb wird es ohne Staunen und Erregung hingenommen, als ob es selbstverständlich wäre.“⁷

Die Abgrenzung der einzelnen Gattungen⁸ ist also keine kleinkarierte Prinzipienerei. Sie ist vielmehr notwendig. Denn wenn jede dieser unterschiedlichen Erzählarten unterschiedliche Absichten verfolgte, mußte sie jeweils ganz eigene Formen und Erzählweisen entwickeln, um optimale Wirkung zu erzielen. So sind Form und Sprache die entscheidenden Kriterien, wenn es um die pädagogische Mächtigkeit von Volksmärchen geht. Wiederum angelehnt an Max Lüthi soll die daraus resultierende besondere Struktur dieser Märchen vorgestellt werden.⁹

Lassen wir nun ein Märchen in uns Raum gewinnen; so erleben wir es flächenhaft, holzschnittartig, denn die Märchensprache kennt kaum Einzelheiten, was sie berichtet, ist meist abstrakt. „Es war einmal ...“, „einst lebte ...“ – so oder so ähnlich beginnen die Erzählungen. Sie machen keine Zeit- bzw. Epochenangaben, bleiben zeit- und namenlos.

⁶ Vergl.: Stichwort „Tischreden“ in: M. Johann Mathesius: Dr. Martin Luthers Leben, St. Louis, Mo., 1883 und Stichwort „Luther“ in: Enzyklopädie des Märchens. Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Berlin und New York, 1971f.

⁷ Max Lüthi: Das Europäische Volksmärchen, München 1947.

⁸ Dazu immer noch am besten das gründliche entspr. Kapitel in Lutz Röhrich: Märchen und Wirklichkeit, Freiburg 1964², S. 9–62.

⁹ Nach Max Lüthi: So leben sie noch heute, Göttingen, 1969.

Zeit- und namenlos sind auch die Personen und Gestalten. Sie agieren als flächenhafte Figuren, sind entweder schön oder häßlich, gut oder böse. Derartige Figuren kennen keine Differenzierung und machen auch keine innere Entwicklung durch.

Daher gibt es in den Volksmärchen weder eine räumliche, noch eine zeitliche oder gar geistig-seelische Tiefengliederung. Das Innenleben der handelnden Personen wird in Handlung umgesetzt. An die Stelle komplizierter Beschreibungen ambivalenter innerer Prozesse tritt die Tat. Der Königssohn macht dem Aschenpüttel keine Liebeserklärung. Er probiert den Schuh, bis er den passenden Mädchenfuß findet. Dann wird geheiratet.

Es liegt auf der Hand, daß solche flächenhaften Figuren keine Gefühle haben, besser: Gefühle – Hunger, Durst, Freude, Schmerz – nur dann kennen, wenn dies für den Fortgang der Märchenhandlung notwendig ist. Die Schwester der Sieben Raben, die auf dem Weg zur Erlösung ihrer Brüder an den Glasberg kommt und den als Schlüssel dienenden Hühnerknochen verloren hat, zieht ungerührt und ohne Angst vor Schmerzen ein Messer und schneidet sich den kleinen Finger ab; damit sperrt sie dann den Glasberg auf. Tränen fließen nicht als Ausdruck von Schmerz, sondern nur, wenn sie eine spezielle Funktion haben – etwa um sich in Perlen zu verwandeln oder um zu heilen.

Das Märchen psychologisiert nicht. Es fehlt ihm die unsichtbare Dimension des Innerseelischen. So bleibt es eindimensional, wodurch es befähigt ist, auf Begrenzungen zu verzichten. Auch zwischen diesseitiger und jenseitiger Welt gibt es keine Grenzen.

Die Diesseitigen bewegen sich in der jenseitigen Welt ebenso selbstverständlich wie die Jenseitigen in der diesseitigen.

So zeichnen die Volksmärchen ihre eigene Welt. Diese bleibt sich immer gleich und ist damit unverweslich. Auf diese Weise löst es Gestalten und Handlungen aus allen Verbindungen, Geflechten und Beziehungen, wie sie der Zuhörer sonst aus der realen Welt kennt und isoliert sie ganz auf den jeweiligen Handlungsverlauf hin. Da die Märchenfiguren keine individuellen Züge tragen, erhalten sie ihre Konturen durch Benennung. Der Isolation der Figuren entspricht die Knappheit der Benennung: „Es war einmal ein Mann ...“, „... eine Königin“ usw. Macht es die Situation nötig, gibt es eine ebenso knappe Beifügung: Ein „alter König“, ein „schönes Mädchen“, ein „abgedankter Soldat.“ So wird durch die bloße Benennung die endgültig erfaßte Einheit der Person geschaffen. Beschreibung oder gar Schilderungen von Personen kennt das Märchen nicht.

Nur aus dieser Isolierung von Figuren und Abläufen entwickelt sich die für die Volksmärchen typische einsträhige und einfache Handlung. Nur was den Weg des Märchenhelden berührt, wird von der Handlung aufgegriffen, verschwindet aber sofort wieder, wenn die Prüfung bestanden, die Aufgabe gelöst oder der Weg zu Ende ist. So haben die Tiere im Märchen DIE BIENENKÖNIGIN

jeweils zweimal ihren Auftritt: Sie fordern die Bewährung des Helden heraus und sie helfen ihm bei der Lösung seiner unlösbaren Aufgaben. Mehr erfahren wir von ihnen nicht. Dies trifft auch auf die Gegenstände zu, die in vielen Märchen eine Rolle spielen. Auch sie sind isoliert und nur da, wenn sie die Handlung benötigt. So existieren die beiden Zauberfrüchte nur durch Benennung. Sie werden nicht beschrieben und auch von ihrer Wirkung erfahren wir nur jeweils das Ergebnis, nicht aber den diese zeitigenden Prozeß. Dies gilt selbstverständlich auch für alle anderen wunderbaren Schlüssel, Ringe, Kleider usw., über die der Erzähler schweigt, sobald sie nicht mehr für den Fortgang der Handlung notwendig sind.

Aus der Isolation von Figuren und Handlungen rührt schließlich die Allverbundenheit, die das Märchen ausmacht und es sich fortwährend zwischen Diesseits- und Jenseitswelt bewegen läßt. Weil der Märchenheld nirgendwo eingebunden ist, kann er auch von allen Seiten Hilfe gewinnen. Menschen, Dämonen, Tiere, Pflanzen, Gegenstände – die Helden verstehen ihre Sprache und vermögen sie für sich und ihre Sache zu gewinnen. So erscheint alles leicht, schwerelos und zeitlos – also unabhängig von den Gesetzen der Zeit, des Raumes und der Natur. Lüthi nennt diesen Zustand „Sublimierung“. Die Erdschwere ist abgefallen, die Dinge sind hell und durchscheinend. Die Gefühle sind verflüchtigt. Die des Schmerzes ebenso wie die der Magie oder Erotik. Sie werden in Handlungen umgesetzt. Da die Märchen das Seelische überhaupt nicht darstellen und anstelle von fühlenden, lebendigen Personen nur agierende viendimensionale Figuren beschworen werden, können sie auch nicht grausam sein. Im Gegensatz zu anderer Literatur kosten unsere Volksmärchen das Grausame nicht aus. Dies trifft besonders auf die oft diskutierten Strafen in den Märchen zu. Denn die von ihnen Betroffenen sind eben keine lebenden Menschen, sondern Figuren, deren Gefühle – und damit auch Schmerzen – die Märchen ebensowenig ausmalen wie alles andere.

In dieser Sublimierung sieht Lüthi den wesentlichen Reichtum der Volksmärchen. Denn durch sie gelangt die viendimensionale und daher oft schwierige und unübersichtliche Wirklichkeit zu einer klaren, einfachen und so auf Anhieb voll erfassbaren Form. Damit tritt Wesentlichkeit an die Stelle von Zeit und Raum und das Märchen kann die ganze Welt in sich aufnehmen. Nur weil es sublimiert, wird es also welthaltig: Mit Sonne, Mond und Sternen sowie den Winden ist der ganze Kosmos da. Mit Tieren, Blumen und Bäumen die Welt der belebten, mit Wasser, Steinen und Metallen die der unbelebten Natur. Und dann noch die von den Menschen geschaffene Welt: Städte und Schlösser, Dörfer und Häuser und die vielen Dinge.

So kennen die Märchen keine aus sich selbst stammenden Motive sondern holen alle Elemente menschlicher Existenz in sich hinein. Entindividualisierend und sublimierend tun sie das und erzählen daher immer wieder neu von Aufbruch

und Heimkehr, Freundschaft und Feindschaft, Krieg und Frieden, Glück und Versagen, Mangel und Fülle, Verbrechen und Hilfe, Gewalt und List, Gefahr und Kampf, Verrat und Treue. Alltag und Feiertag sind da, Soldaten, Bürger und Bauern, Könige und Bettler, Listige und Dumme, Arrogante und Gutmütige usw. Das Außerordentliche kann ebenso das Thema sein wie das Gewöhnliche, Werbung und Ehe, Geburt und Tod. Selten nur beschäftigt sich Jugendliteratur mit dem Tod. Keine tut dies so einfach und selbstverständlich wie das Märchen. Kurz: Es greift in einmaliger Einfachheit alle menschlichen Bezüge auf, spiegelt in seinen Glasperlen die Welt. (Lüthi)

Es liegt auf der Hand, daß eine Literaturform der vorstehend skizzierten Art eine besondere, typische Erzählform und Sprache entwickeln mußte. Auch wenn zwischenzeitlich moderne Forschung uns die „Werkstatt Grimm“ erschlossen hat¹⁰ und damit auch den großen Anteil, den Jakob, vor allem aber Wilhelm Grimm bei der Ausprägung von Märchenstil- und -sprache haben, so steht eine eigenständige Märchensprache für die Jahrhunderte lang in Europa umlaufenden mündlich erzählten Volksmärchen außer Frage. Sie ergibt sich zunächst zwangsläufig aus der Mündlichkeit der Überlieferung. So ist ein Rhythmus aus Spannung und Entspannung, Erwartung und Erfüllung selbstverständlich. Typisch jedoch ist eine Sprache, die optisch scharf sichtbar macht, also bildhaft ist, ohne Bilder vorzugeben oder gar auszudeuten. Kommen Farben vor, so sind sie klar und rein, nie abgetönt. Da das Märchen nicht schildert, ist die einsträngige Handlung klar und zielstrebig; sie verlangt eine entsprechend klare, feste und eindeutige Sprache. Eine Sprache, die Formeln und Reime schätzt und deren Wiederholung, eine Sprache, die zupackt.

Vor 25 Jahren stellte der Psychologe Bruno Bettelheim eine provozierende Frage: „Warum finden ... Kinder aller intellektuellen Entwicklungsstufen mehr Gefallen an Volksmärchen als an jeder anderen Art von Kindergeschichten?“¹¹

Die Antwort hängt mit der besonderen, eigentümlichen Struktur der Volksmärchen zusammen. Bettelheims Frage aber geht auch die Schule an. Denn offensichtlich findet sich hier eine Kraft, die es für den Unterricht zu nutzen gilt. Oder kann fruchtbarer Unterricht auf eine Literaturform verzichten,

- deren Sprache sich durch besondere Bildhaftigkeit auszeichnet, ohne Bilder vorzugeben oder gar auszudeuten und auf diese Weise nicht nur ganz allgemein Fantasie entwickelt, sondern ganz subjektiv die entsprechenden seelischen Kräfte mobilisiert,
- deren einzigartige Eindimensionalität jeden Zuhörer auf seinem eigenen Reifestand abbolt und es ihm so ermöglicht, seine eigenen Bedürfnisse ganz nach individueller Entwicklung in das Märchengeschehen zu projizieren und so innerlich zu be- bzw. verarbeiten,

¹⁰ Heinz Rölleke: Grimms Märchen und ihre Quellen, Tübingen 1998.

¹¹ wie Anm. 1

- deren Dramaturgie das Gehörte zu einem Psychodrama macht, welches den Zuhörer zum Mitspielen einlädt, Identifikation ermöglicht und so aktives inneres Erleben auslöst?

Dank ihrer besonderen Struktur übermitteln Volksmärchen ihre Botschaften auf höchst individuelle Weise. Damit ermöglichen sie einen differenzierenden Unterricht, der zwar die ganze Klasse gleichzeitig, dennoch aber die einzelnen Schüler auf ihrer jeweils eigenen persönlichen Ebene individuell anspricht. Aufgrund ihrer sehr hohen Identifizierungsqualität sehen Psychologen in den Märchen so etwas wie „vorab gelebtes Leben“ (Wolfdietrich Siegmund). D. h., ohne sich realiter zu verletzen, erlebt das Kind im immerwieder ermöglichten Miterleben der vordergründig nur als solche erscheinenden Märchenabenteuer alle existentiellen Stationen und Probleme einer Lebensfahrt und kann so die entsprechenden Konflikte ebenso wie die Lösungsmodelle verinnerlichen. Auf diese Weise unterstützen Märchen auch das Verarbeiten seelischer Nöte, indem sie psychische und ethische Orientierungshilfe für komplexe und komplizierte Wirklichkeit(en) bieten. „Kinder brauchen Märchen!“ (Bruno Bettelheim).

Mittlerweile finden Bettelheims Forderungen auch in der Schulpädagogik Gehör¹¹ Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Kritik. Doch insgesamt erscheint es allmählich angebracht, den großen Schatz unserer Volksmärchen einmal dahingehend zu untersuchen, welcher Beitrag zur „Umwelt-Erziehung“ oder wie sonst dieser Aspekt in den einzelnen Lehrplänen bezeichnet wird, mit ihrer Hilfe geleistet werden kann. Denn ohne Zweifel verbirgt sich hinter dem, was so schön grifflig als „Umweltschutz“ bezeichnet wird, ein hohes Maß an eben erwähnter komplexer und komplizierter Wirklichkeit.

In einem Öko-System werden viele Kräfte wirksam, wirken aufeinander ein und auseinander heraus. Die entsprechenden Vernetzungen und Abhängigkeiten kann Schule – zumindest in der Primar- und in der Förderstufe – beim besten Willen nur punktuell in den geistigen Horizont der Schüler bringen. Wenn es sehr gut geht, exemplarisch. Doch gleichgültig wie auch immer das geschehen mag, wesentlich für umweltgerechtes Verhalten ist die entsprechende innere Einstellung. Die anzuregen, kann nicht früh genug begonnen werden. Dazu gehört auch, Ängste abzubauen und die Zukunft hoffnungsvoll anzugehen. Eine Botschaft, wie sie viele Volksmärchen transportieren.

¹¹ Helga Zitzelberger: Zur Pädagogik und Didaktik des Märchens, in: Märchenpiegel 1/94.

Die Autorin versucht seit Jahren als Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Weingarten eine praxisorientierte „Märchenpädagogik“ in die Erziehungswissenschaften einzubringen. Sie war maßgeblich an der Organisation des Internationalen Kongresses der Europäischen Märchengesellschaft beteiligt, der im September 1996 in Weingarten stattfand. Zweibändiger Kongress Bericht: Märchen in Erziehung und Unterricht heute, hg. von Kristin Wardecky und Helga Zitzelberger im Auftrag der Europäischen Märchengesellschaft, Rheine und Hoheneggen, 1997.